

In dämmeriger Stunde

Von E. G. Lade, Oberfriedersdorf

Es ist Sonntag abend. Finster wards. Draußen herrscht böses Wetter. Der Wind heult, es regnet und schneit. Doch zu mir kann nichts Unwirkliches herein, wenns auch will. Angenehme Wärme umfängt mich, und weil wir zu Zweien allein sind, herrscht Ruhe in der Stube. Ich schreite hin und her, höre dem Tosen draußen zu und es erinnert mich daran, was einst war. Der Geist trägt mich über viele Jahre hinweg auf seinen leichten Flügeln zurück in die Kinderzeit, ein Wort kommt auf die Lippen, lange nicht gehört und scheinbar ganz vergessen:

Dunkelstunde.

Dunkelstunde? Wer kennt so etwas noch in der Zeit des elektrischen Lichtes? Wer fühlt das Wohlige nach, das in dem Worte einst für uns enthalten war? Wenn damals im Herbst und Winter der größte Teil der Tagesarbeit getan war und der Abend nahte, dann wurde das Schaffen unterbrochen, unsere klappernden und schnurrenden Geräte standen still. Wir „vesperen“, das liebe Hausbrot mit Butter, manchmal auch noch Quark, dazu warmer Kaffee, schmeckten immer aufs beste. Dann saßen wir noch eine Weile beisammen, ohne Licht, im Finstern. Zwei Uhren tückten an der Wand, die stille Rede ging hin und her, zumal dann, wenn ein Nachbar herbeigekommen war. Wir Kinder hörten aufmerksam zu, es waren keine aufregenden Gespräche. Von Politik war kaum die Rede, Dinge der Wirtschaft und des Tages wurden besprochen. Dabei ruhten wir. Im eisernen Ofen knackerte Reisig und Holz, der Sturm brauste oftmals um unser Haus auf der freien Höhe, daß die Sparren zu brechen drohten. Schnee warf er an die Fenster und er türmte ihn zu großen Wehen auf. Dann wars im halbdunklen Raume so heimlich gemütlich wie jetzt nie mehr. Auf der heißen Ofendecke schmorte eine Schnitte Brot, oder Apfel wurden gebraten. Der Duft davon füllte die Stube. Wir Kinder saßen ganz still, um uns regten sich die lieben, friedlichen Hausgeister, an die wir glaubten. Es raschelte in der Ecke, knisterte im Gebälk, wisperte im Holzwerk, schlich hinter dem Ofen. Sie waren gern bei uns und wollten uns wohl, das wußten wir, darum fürchteten wir sie nicht. Sie durften bleiben und tun, was ihnen beliebte. Auch dann, wenn Licht angebrannt ward, dunkelte es in den Ecken, da konnten sie sich leicht bergen. Denn die kleine, einfache Petroleumlampe, mit Schnittbrenner, gab ein bescheiden Licht. Wer kennt heutzutage noch Hausgeister und weiß etwas von ihnen? In den gemauerten Häusern haben sie keinen Platz. Und doch war jene Zeit so gemütvoll. Wir fühlten uns glücklich in unserer Bescheidenheit, ohne daß wir's wußten. Wohl war der Verdienst gering, doch die wichtigen täglichen Bedürfnisse standen nicht hoch im Preise, und unsere Ansprüche ans Leben waren keine großen. Wir kannten nicht Kino, Theater, Konzert, Vereinsvergnügen, weder feine Kleider, noch Puz. Einfach lebten wir, nicht arm, besaßen aber das beste Gewürz dazu, die Zufriedenheit.

Die alte Zeit wird öfters hintangeseht, es wird gering von ihr gesprochen. Doch eins besaß sie, sie hatte mehr Herz, mehr Innigkeit. Unsere Freuden waren wahre Freuden, keine teuren Zerstreungen, auch nicht aufregende Lust. Eisenbahn, Maschine, Auto, Telegraph und Telephon brachten das Hasten und Treiben in die Welt, den bösen Unfrieden, steckten die Menschen an oder nahmen sie in ihren Bann. Auch die einfache, freundliche Lampe verschwand aus den Häusern, das elektrische Licht erhellt die Räume bis in die Winkel hinein. Nirgends ist mehr eine Ecke für stille Hausgeistlein da, die uns einst betreuten, sie sind ausgestorben und mit ihnen das reine Glück der deutschen Zufriedenheit. Wer kennt noch die Dunkelstunde und ihre heimliche Ruhe? Ihr Zauber ging wie so manches andre auf Nimmerwiederkehr davon, die Menschen wurden ärmer an Innerlichkeit, darüber helfen hoher Verdienst und alle Neuerungen nicht hinweg, auch nicht Klugheit und Geschicklichkeit. Du alte, deutsche Einfachheit und ihr guten, lieben, biederen Leute von damals, ich grüße euch. Könnte ich den vielen Menschen von heute, denen nur wohl ist

auf der Jagd nach Reichtum und Genuß, die von einer Aufregung zur andern, von Fests zu Fests rennen, ein Stücklein Herz der guten, stillen alten Zeit schenken! Gern täte ichs. Ob sie dabel froh sein würden? Ob sie mir dankten? Wohl kaum. Doch eins weiß ich. Die besten Stunden für mich sind die der Arbeit, besonders wenn sie gelingt, und die des häuslichen Glückes. Dies laß ich mir von niemandem nehmen. Ich gönne andern die lauten Freuden dort gern, wo vielleicht Hunderte beisammen sind, und tausche sie nun und nimmer ein gegen die feinen, edlen, die ein liebes, gutes Wort in sich birgt, das schöne deutsche Wort daheim, daheim.

A kleenes Mißverständnis!

Sinten uff dr Stroaßenboahn
Stoand a kleener Junge;
's woar an Winter un dr Wind
Pfeef een a de Lunge.

Und wie 's eenen do su gitt:
's leest een ahm de Noase,
Ib mr uff dr Boahne stitt,
Oder uff dr Stroaße!

Su ging's dann klenn Jungn o;
Groade vu dann nieber
Anne seine Doame stoand,
Die argert s'ch nu do driever.

„Hast Du denn kein Taschentuch?“
Froit se vuller Sourgen. —

„D juh,“ — meent dr Junge druf —
„'ch tu's aber ni orbourgen!“

B. Morgenstern.

De Sturmhelzel

Von F. K. in Sch.

Mit dan Streichhelzeln is ez anne biese Sache. 's kust ejs uf 2 Pfänngge, und doas is ze teuer. Desterhalb hoat sich Puttrich aus 'n Neudorfe schund lange ej Maschin (Feuerzeug) gekeest. Ej sich Ding hoat oaber seine Mucken. Wenn's brenn' sull, moacht's ne mitte, 's moag enner raaken, su vill ejs wiej. Su gungs ou Puttrichen mit senn Maschin. Raagen toat's gutt, oaber Feuer moacht's ne oallemoule. Nu mußt Puttrich ejmoul uf Bauzen. Ejb ar furtmacht, sahk ar ei de Kommode und dou fund ar enne Schachtel Sturmhelzel.

„I gucke,“ meent Puttrich zu sennem Gusten. „Ez sind'ch enne Schachtel Sturmhelzel, die war ich mir mit uf Bauzen nahm'n. Heute is wind'g, und wenn's Maschin tickscht, raach ich ej Sturmhelzel oa.“ Su macht er'sch ou und fuhr ei de Stoadt.

Wie ar mit'n Geschäfte fier'g woar, dou hoatt' ar nou vill Zeit bis zun Zuge und soite: „Puttrich, mir warn uns ejmol woas gutts oatun und eij de Randitterei ze Müllern gihn. De Guste sieh't's ju ne.“

Ar macht'ch nei un ist ej Stikkel Kuchen nou'n andern. Drnou keest ar no e poar gutte Zigarettel, weil ar mit der Pfeife ne uf dr Strouße ei Bauze gihn mocht. Ar dambert rajcht gemietlich über de Kronprinzbrücke und denkt:

„Bist doch rajcht lange ne us'n Proitschenbarge gewast. Mir warn amol hiegiehn.“

's woar rajcht gutt, doaz er dorthle damberte, denn's ging'n immer schun su sachte ein Leibe rim. Doas mocht dr süße Kuchen sein. Schließlich wurd die Sache dumm und Puttrich meent: „Wenn'ch ack glei ej Fleckel hätt, wu mr ablehe künnt.“

Ar luf nu geschwind us'n Proitschenbarg und besorgte seine Sache. Vor Freijde, doaz'n nu leichter woar, soite ar:

„Ez rooch mir ej Stabl, Puttrich.“

Ar langt eene raus. Se woar oaber zerbroachen.

„Puttrich läßt nischtkommen,“ brummt ar und stackt de Hälfte ei'n Schnoabel. Ar soag baale nischtk drou, su kleen woar doas Zigarettel, weil Puttrich enn langen Schnurrboart hatte,